

Wüste Weiten

Ein Bericht über das Hochland Islands

Kay Niebank

Acrobat bitte auf doppelseitige
Darstellung einstellen

Wüste Weiten - Im



Im inneren Island

Das Hochland - die karge Region im Innern Islands, im Sommer die Heimat frei herumstreifender Schafe und Geländewagen. Die mondähnlichste Szenerie der Erde, die den NASA-Astronauten als Übungsterrain diente. Hier kann der Blick frei schweifen über Lavafelder, Schwemmsandflächen und Kieswüsten, bis er sich am Horizont an schneebedeckten Bergen und den gewaltigsten Gletschern Europas verfängt. Hier präsentiert sich Wasser nebeneinander in seinen drei Aggregatzuständen: als Dampf heißer Quellen, als Gletschereis und in tosenden Wasserfällen. Schneestürme drohen zu jeder Jahreszeit, doch in den zwei Monaten, in denen die Hochlandpisten für den Allradverkehr freigegeben sind, sorgen Sandstürme für Abwechslung. Das Hochland ist kalt, naß, ungemütlich und menschenleer. Es ist überwältigend, grenzenlos und von unaufdringlicher Schönheit. Kurz: Es ist einen Besuch wert.



Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer.

Genesis

Große Teile Islands können noch immer als Kulisse für den Anfang der Schöpfungsgeschichte dienen: Himmel, Horizont, wüste Weite. Nur wo Wasser unter den Lavafeldern hervorsprudelt, nachdem es an einem der großen Gletscher versickerte und vielleicht 60 Kilometer unterirdisch zurückgelegt hat, ist die Ödnis dezent dekoriert mit harten Gräsern, neongrünen Moospolstern oder sogar Wäldchen

arktischer Weiden und Birken, deren Gipfel die Knie des Wanderers umschmeicheln. Oasen in den schwarzen Sandflächen. Hier dämmt bereits der dritte Schöpfungstag: Die Erde läßt Gras, Kraut und fruchtbare Bäume aufgehen - wenn auch widerstrebend, wie es scheint.

Mein Ziel ist ein stecknadelkopfgroßer blauer Punkt auf der Landkarte inmitten einer Ebene, fernab jedes Berges. Ein Punkt mit einem Namen. „Hagavatn“ steht daneben, jeder Buchstabe größer als das Abbild dieses Sees. Das muß ich mir ansehen. Mich reizt die Vorstellung eines Sees im Unwegsamen, das Bild klaren Wassers in der Wüste. Eine Oase vielleicht? Mit grünem Zierrand aus Moos und Angelica-Stauden.

Gelegentlich besucht von verirrtten Schafen, aber abseits der Hochlandrouten.

Die Überquerung eines Höhenrückens, des letzten, südlichen Ausläufer des Bláfjall, ist recht mühsam: weicher Sand, harte Halme, die

wie Strandhafer aussehen, und Stricklavaplatten. Am Ende des Rückens eröffnet sich dem Blick eine Ebene und ich nehme die erste Peilung auf den Hagavatn vor. Erst nach gut der Hälfte des Weges geht das Lavaplatte-Sand-Gemisch in Kieshügel über. Häufig allerdings sind auch diese weich und geben bei jedem Schritt nach. Dafür fühle ich mich aber durch die Aussicht auf den sonnenbeschienenen Vulkan Herðubreið und das Bergmassiv Dyngjufjöll entschädigt. Aus einigen Wolken hängen schmale Regenvorhänge herab, die schließlich auch mich erwischen. Dabei stellt sich heraus, daß die Fototasche, obwohl aus Plastik, nicht wasserdicht ist. Wieso stellt man die Spezialverpackung für empfindliche technische Geräte aus Kunststoff her, macht sie aber nicht wasserdicht? Was habe ich davon, wenn die Tasche nicht verrottet, während ihr Inhalt rostet?

Der Hagavatn erweist sich in der Realität als weit weniger spektakulär als auf der Karte - eine Mulde nur, und schon gar nicht blau, sondern braun-rot. Ein trostloser Anblick! Aber zum Glück bin ich ja nicht auf Wasser aus. Das werde ich heute Abend am Fluß finden. Nach wenigen Schritten stehe ich am entgegengesetzten Ufer der Mulde. Der GPS-Wegpunkt stimmt! Aber außer vielleicht als Beleg für die Qualität dieses Stücks Technologie in meiner Hand und das Können der Kartographen gibt so ein leerer See, eigentlich sogar nur ein Teich, ein Tümpel, nicht viel her. Man kann nicht an seinem Ufer sitzend sinnieren. Niemand sinniert am Rand einer Mulde. Man kann keine flachen Steine über seinen Spiegel zwitschen lassen, man kann nichtmal einen Stein hineinwerfen, damit er mit leisem Glucksen eintaucht und hinabsinkt in geheimnisvolle Tiefen. Der Stein fällt bloß mit einem dumpfen „Plock“ auf den trockenen



Hinter dem Lavafeld erhebt sich der Horstvulkan Herðubreið

Lehmboden und liegt etwa einen Meter unter dem Niveau des Ufers. Von geheimnisvoller Tiefe keine Spur. Und vom fehlenden Grün will ich gar nicht reden. Hier war es nie grün. Ist ein See ohne Wasser überhaupt noch ein See? Der Hagavatn ist die Möglichkeit, die Idee eines Sees. Eine Idee mit einem Namen.

Ich befrage wieder mein Satellitenorakel und steuere den Hagalækur an. Noch anderthalb Kilometer. Aber wo der Bach sein sollte, ist es nur etwas grüner, kein Wasser. Der Landkartenmaler muß im wasserreichen Frühling hier gewesen sein, oder er hatte eine gefüllte Flasche und eine positive Grundhaltung im Gepäck. Ich schlepe mich weiter Richtung Südwesten. Irgendwo muß ich doch auf die Kráká stoßen, ein Quellbach, der auch im Sommer immer Wasser führt. Endlich sehe ich ein paar Schafe, und in ihrer Nähe glitzert etwas. Vielleicht nur eine Pfütze? Nein, etwas rechts davon erhebt sich ein schwarz-sandiger Steilhang mit einer Flußbiegung an seinem Fuß. Geschafft! Ich winde mich aus den Gurten des Rucksacks und baue das Zelt auf einer ebenen Grasfläche auf.

Wasser und Wege

Gerade in den ersten Jahrhunderten nach der Besiedlung des Landes, zur Zeit der atlisländischen Republik, also etwa von 900 bis 1300, war die Kenntnis um die Wasserbedingungen im Landesinnern, um Oasen und Furten, ausgesprochen wichtig. Die Siedler suchten nach bewohnbaren Gebieten, nach nutzbarem Weideland und nach schnellen Verbindungen zwischen den bewohnten Landesteilen, besonders nach den geeignetsten Wegen zur Ebene von Þingvellir, dem jährlichen Brennpunkt des politischen und kulturellen Lebens. Dort, auf dem Althing, wurden die Gesetzestexte vorgetragen und Gerichtsurteile gefällt. Das Landesinnere war gut bekannt und die Reitwege, die es durchquerten, wurden ganz selbstverständlich genutzt. Zwei der wichtigsten Wege waren der über den Kjölur, der Kjalvegur, auf dem die Leute aus dem Norden zum Althing ritten, und der Weg durch den Sprengisandur, einer steinigen Einöde zwischen dem Gletscher Hofsjökull im Westen und dem Vatnajökull sowie der Lavawüste Ódáðahraun im Osten. Er erstreckt sich über eine Länge von nahezu 150 Kilometern. Im

Verlauf des alten Reitweges liegt zwischen zwei Oasen eine graslose Strecke von gut 80 Kilometern, eine Entfernung, die in drei Tagen ohne den geringsten überflüssigen Aufenthalt zurückgelegt werden mußte, damit die Pferde nicht verhungerten. Zudem bestand immer die Gefahr, selbst im Sommer in einen Schneesturm zu geraten, der von den Gletschern kommend über die freien Flächen hinfegte. Es war also ratsam, sich zu beeilen. Eine Eile, die sich auch im Namen Sprengisandur widerspiegelt, der von að sprengja abgeleitet ist, was „zum Zerspringen bringen“ im Sinne von zuschanden reiten bedeutet.

Nach dem Verlust der politischen Unabhängigkeit im 13. Jahrhundert, als Island zuerst unter norwegische Herrschaft kam und später gemeinsam mit Norwegen an Dänemark fiel, geriet das Hochland mehr und mehr in Vergessenheit, das Wissen über die Wege ging verloren. Nur einige der Hauptwege durch das Inland wurden gelegentlich noch benutzt.



Ein Element, zwei Extreme, drei Zustände

Wasser im Hochland

Wasser ist im isländischen Hochland immer ein Problem. Entweder hat man zuviel davon und muß hindurch - in dem Fall ist es meist auch noch trüb und eiskalt - oder man hat seinen Vorrat aufgebraucht und die erhoffte Wasserquelle erweist sich als ausgetrocknet. Hochlandflüsse sind meist nicht überbrückt und müssen gefurten werden, wobei Wanderstöcke eine große Hilfe sind, um das Gleichgewicht zu bewahren und bei trübem Wasser den Untergrund zu sondieren. Sollte der Fluß sich als zu tief erweisen, hilft nur Warten. Bei Gletscherflüssen, zu erkennen an der milchig-trüben Färbung, sinkt der Wasserspiegel nachts, wenn die Sonne den Gletscher nicht mehr abschmilzt.

Der relativ häufige Regen versickert in den Wüsten zwar meist sofort, es lohnt sich jedoch, auf der Suche nach Trinkwasser auf größere Felsen zu achten, in deren Mulden sich Wasser sammeln kann, oder in höheren Regionen auf Schnee zurückzugreifen. Das Wasser von Gletscherflüssen ist durchaus trinkbar, auch wenn es auf den ersten Blick nicht danach aussieht. Die Schwebstoffe setzen sich nach einiger Zeit ab und wem das nicht genügt, der sollte einige Kaffefilter dabei haben. Das Wasser in Gletscherseen ist ebenfalls trüb, doch die darin schwimmenden Eisstücke sind häufig glasklar.

Furcht und Phantasie bevölkerten die Wüsten des inneren Hochlands mit allerhand bösen Geistern, Bergriesen, Trollen und Elfen, aber



Am nördlichen Rand der Ódáðahraun

vor allem mit Útilegumenn, den „Draußenliegern“. Geächtete, die sich ins Hochland zurückgezogen hatten und von Diebstahl lebten.

Wind und Weite

Morgens um sechs: Sonnenlicht erhellt das Zeltinnere und bricht sich in den Tautropfen auf der Zeltwand. Jeder Tropfen bündelt das Licht in einem gleißenden Punkt. Als ich mit dem Handrücken gegen den Stoff schlage, um die Tropfen abzuklopfen, damit das Außenzelt schneller trocknet, prasseln innen Eisperlen herab. Upps! Was ich für Tau gehalten habe, war gefrorenes Kondenswasser. Gut, es ist Ende Juli, ich befinde mich knapp unterhalb des Passes Suðurskarð auf etwa 1.170 Metern und bin nur 200 Kilometer vom Polarkreis entfernt. Es hätte diese Nacht auch schneien können.

Hat's aber nicht. Ich ziehe den Reißverschluss zum Panoramablick auf. Einige weitere

Eisperlen lösen sich vom Stoff und dann ist das Dreieck des Eingang erfüllt von Blau. Mein Blick geht ungehindert geradeaus, fünfunddreißig..., vierzig Kilometer, bis er auf den gewaltigen Schild des Vatnajökull trifft, des größten Gletschers Europas. Er könnte das Saarland zweimal mühelos bedecken und dann bliebe noch Platz für alle Alpengletscher zusammen. Etwas links stemmen sich die Kverkfjöll gegen die Eismassen und zwischen ihrem Doppelpfand drängt eine Gletscherzunge hinab in die Ebene, wo sich Gletscherflüsse durch die Sandflächen winden wie Lametta auf einem grauen Teppich.

Ich hole am nächsten Schneefeld Wasser fürs Frühstück. Unten in der Wüste, etwas östlich von mir, führen schon die Dust-Deviils ihre Tänze auf, drehen ihre Pirouetten. Wie gut, daß ich hier bin... und nicht dort. Da unten verläuft die gebräuchliche Piste nach Nýidalur, die die Geländewagen, die Mountain-Biker und auch die meisten Wanderer nehmen. Entweder muß man sich vor dem Schwemmland in Acht nehmen oder der Boden ist so trocken, daß bereits ein leichter Wind Staubfahnen aufwirbelt. Und wenn Sonnenschein die Luft erwärmt, so wie heute, geraten die Luftschichten in Bewegung und der Wind läßt nicht lange auf sich warten. Was für ein Weg, auf dem Regen die ange-

Campende Kämpen

Die Draußenlieger sind die Konsequenz einer Besonderheit des Rechtssystems in der altisländischen Republik: des Verzichts auf eine staatliche Exekutive. Verurteilte Straftäter wurden den rächenden Händen der Ankläger oder jedes anderen rechtschaffenen Totschlägers ausgeliefert. Niemand durfte ihnen Unterschlupf gewähren oder zur Flucht verhelfen, aber jeder durfte sie ungestraft töten. Geächtete waren aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen und versuchten, im unwirtlichen Hochland zu überleben. Sie mußten „draußen liegen“ - denn eben das bedeutet das Wort „útilega“ - was in der Praxis einer Todesstrafe ziemlich nahe kam. Entweder fielen sie dem Hunger, Schneestürmen oder ihren Feinden zum Opfer. Útilega ist übrigens heutzutage einfach das Wort für das Übernachten im Freien, fürs Zelten.

Die isländische Literatur kennt nur einen Sagahelden, Grettir „den Starken“ Ásmundarson, dem es um das Jahr 1000 fast gelang, 20 Jahre als Geächteter durchzuhalten, was einen Freispruch bedeutet hätte. Diese 20-Jahre-Regelung ist eine weitere Merkwürdigkeit der isländischen Rechtsprechung, denn um im Hochland zu bestehen, mußte ein Geächteter sich auf Schafraub und Überfälle auf Reisende verlegen. Überlebensstrategien, die mit dem Rehabilitationsgedanken nur schwer zu vereinbaren sind. Erfolgreiche Straftäter wurden mit Freispruch belohnt. Mehr als 700 Jahre später soll es Fjalla-Eyvindur, Eyvindur von den Bergen, tatsächlich gelungen sein, diese Frist zu überstehen. Begleitet von seiner Frau Halla lebte er über die Jahre an verschiedenen Stellen im Hochland, wovon auch heute noch einige Ruinen ihrer Behausungen zeugen. Neben seiner handwerklichen Geschicklichkeit und einer Begabung für Jagd und Viehdiebstahl verdankt er sein Überleben einer speziellen Art der Fortbewegung: Radschlagend war er selbst berittenen Verfolgern überlegen, so heißt es. Ein Geächteter, der über schwarze Sandflächen davonwirbelt, dürfte auf jeden Fall eine sehenswerte Darbietung gewesen sein. Neben Raub und Radschlagen vertrieb er sich die Zeit mit dem Rezitieren von Balladenversen. Gewöhnlich allerdings falsch, wie Ohrenzeugen berichteten.



„Der Geächtete“, ein Standbild von Einar Jónsson



nehmste Alternative ist! Dort unten erstreckt sich die Ódáðahraun, die größte zusammenhängende Lavawüste der Welt.

Staub und Steine

Mit dem Begriff Wüste wird die Vorstellung von sengender Sonne, Trockenheit und Unmengen Sand verbunden. Leben kommt in diesem Szenario gar nicht oder nur in Form giftigen Getiers vor. Doch die Sahara, für viele der Prototyp einer Wüste, besteht beispielsweise nur zu 20 Prozent aus Sand, auch wenn diese zwei Millionen Quadratkilometer immer noch eine beachtliche Menge Sand darstellen. Und in der Antarktis, mit 14 Millionen Quadratkilometern die größte Wüste der Welt, ist flirrende Hitze sicher nicht für die Trockenheit verantwortlich.

Tatsächlich ist allen Wüsten aber eines gemeinsam: Das fast vollständige Fehlen von Pflanzen. Die Ursache dafür ist der Mangel an Wasser. Dieser kann entweder durch große Trockenheit bedingt sein, denn in der Antarktis lagern zwar zwei Drittel des Süßwasservorrats unseres Planeten, aber nur als Eis, und in dieser Form nützt es den Pflanzen nichts. Oder der

Boden ist sehr durchlässig und Niederschläge versickern sofort. Zu diesen sogenannten edaphischen Wüsten gehört auch der größte Teil des isländischen Hochlandes, ein Gebiet, in dem ganz Bayern bequem Platz fände.

Die beiden großen Inlandwüsten Islands sind die Lavawüste Ódáðahraun und die angrenzende Geröllwüste Sprengisandur, beides Wüsten im Sinne von unbewohnten, pflanzenarmen Regionen. Die Ódáðahraun, die „Lavawüste der Missetaten“, ist eine

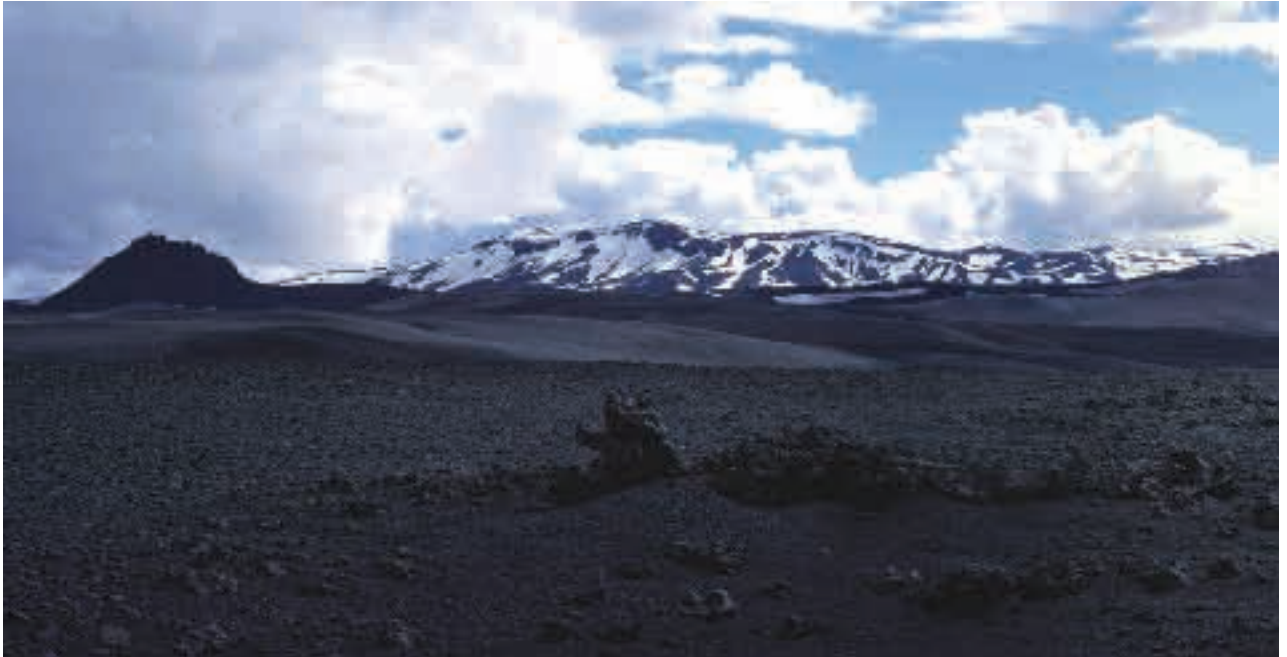
weitgehend vegetationslose Hochebene. Dieses Schlaraffenland für Vulkanologen erstreckt sich über etwa viereinhalb Tausend Quadratkilometer auf einer Höhe zwischen 500 und 800 Metern. Hier finden sie das komplette Sortiment; Vulkane jeder Größe und jeden Typs: Den ebenmäßigen, flach ansteigenden Kegel des Trölladyngja,

Der Fjallsarlón, eine Gletscherlagune am südlichen Rand des Vatnajökull



Im Windschatten gedeihen Moos, Zwergweiden ... und Zelte





Die Dýngjufjöll im Herzen der Ódáðahraun

ein Schildvulkan ähnlich dem Fujiyama, mit einem Grundumfang von 40 Kilometern, Resultat dünnflüssiger Lava, die sich ungehindert in alle Richtungen ausbreiten konnte, oder den steilwandigen Horstvulkan Herðubreið, geformt wie eine Torte mit Zuckergußhaube. Ihre Lava mußte sich beim Ausbruch durch die eiszeitliche Gletscherlage schmelzen, kühlte durch den Kontakt mit dem Eis am Rand schneller ab und konnte nicht zur Seite abfließen. Im Zentrum der Lavaöde schließlich thront das ausgedehnte Bergmassiv der Dýngjufjöll. Eingebettet zwischen ihren Gipfeln ruht die Askja, ein Einbruchkessel von über 50 Quadratkilometern Fläche, der entstand, als sich die Magmakammer seitlich entleerte und ihr Dach schließlich unter dem eigenen Gewicht einstürzte.

Eis und Einsamkeit

Der See Öskjuvatn in der Askja. Rechts von der Bildmitte ist der Kratersee Víti zu sehen.

Als ich mich gestern bei der jungen Hüttenwartin, der „Rangerin“ für das Askjagebiet

erkundigte, ob das Wasser des Öskjuvatn trinkbar sei, meinte sie, einige Isländer aus den bewohnten Landesteilen würden es wohl für giftig halten, wegen der beiden Ertrunkenen. Aber das sollte mich nicht abhalten.

Die beiden Ertrunkenen? Ich stutzte kurz, bis mir klar wurde, daß sie, wie viele Isländer, in etwas ausgedehnteren Zeitdimensionen dachte und ihr Verständnis von naher Vergangenheit wohl auch die Zeit der Landnahme umfaßte. Sie würde von den Helden der Sagas, die sich um das Jahr 1000 auf der Insel tummelten, so reden, als hätten sie gestern noch gelebt und zudem in recht engem verwandtschaftlichen Kontakt zu ihr gestanden. Letzteres könnte angesichts einer Einwohnerzahl von etwa 280.000 und der abgesehenen Lage Islands sogar stimmen.

„Die Ertrunkenen stören mich nicht“, antwortete ich darum. „War das nicht so um Neunzehnhundertzehn?“

„Neunzehnhundertsieben“, antwortete sie und lachte.



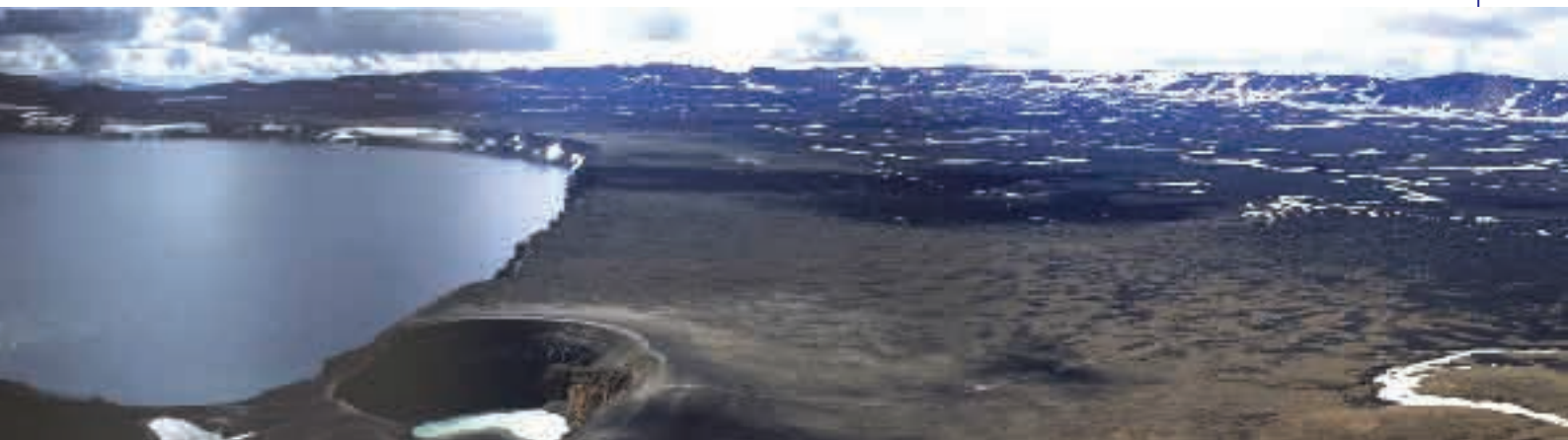


Erosion bei der Arbeit: Wind und Sand schmirgeln Skulpturen aus der Lava

Schwefeldunst und Feuerzauber im Hochland

Auch in geschichtlicher Zeit war die Askja ein vulkanisch aktives Gebiet. 1874 stiegen hier Dampfsäulen auf, gefolgt von schwachen Erdbeben, die im Januar des folgenden Jahres ihren Höhepunkt erreichten. Auf Höfen zwischen der Ódádahraun und der Küste stürzten Häuser ein. Die vulkanische Tätigkeit wurde heftiger, bis am zweiten Ostersonntag innerhalb von wenigen Stunden schätzungsweise zwei Kubikkilometer Bimsstein ausgestoßen wurden. In Ostisland mußten 16 Höfe verlassen werden, weil die Asche Wiesen und Weiden erstickte. Aufsteigenden Wolken konnten deutlich noch vom 150 Kilometer entfernten Akureyri aus beobachtet werden und nächtlicher Feuerschein war über weite Entfernungen zu sehen. Am nächsten Morgen erreichten die Staubteilchen Südschweden. Tags darauf fiel in Russland schwarzer Schnee. In der Askja selbst sieht man unter der bis zu einem Meter dicken Bimssteinüberdeckung noch immer eine Lage Schnee, die vor dem am 29. März 1875 erfolgten Ausbruch in der Askja lag und dann unter dem Bimsstein begraben wurde

Im Einbruchkessel der Askja entstand eine zweite Caldera, die in den folgenden Jahren immer tiefer wurde und sich mit Wasser füllte. Heute bildet sie den Öskjuvatn, den tiefsten See Islands. An seinem Rand liegt der unscheinbare Explosionskrater Víti (Hölle), der für die Eruption und den Bimssteinregen im Jahre 1875 verantwortlich ist. Das im Krater angesammelte Wasser kann, je nach Schmelzwasserzustrom, bis 30 Grad warm sein und hat in der Mitte eine Tiefe von etwa acht Metern. Für viele Bustouristen ist ein „Bad in der Hölle“ Höhepunkt des Tagesausflugs zur Askja. Unter freiem Himmel, umgeben von steilen Kraterwänden in der natürlich geheizten graugrünen Brühe zu planschen hat zweifellos einen gewissen Reiz. Die Kombination von Wellness und Abenteuer. Doch die Busfahrer und Guides sind nur schwer von der Notwendigkeit solcher Aktivitäten zu überzeugen, wenn auf der fünfständigen Rückfahrt der Geruch fauler Eier den Bus erfüllt.

Erbsensuppe mit Schwefelaroma:
Der Kratersee Víti



Das Land, wo die Regenbögen blühen: Am Rand der Ódáðahraun

Das Verschwinden der beiden vor fast hundert Jahren, Deutsche übrigens, der Geologe Walther von Knebel und der Maler Max Rudloff, verursachte seinerzeit beachtliche Aufregung. Sie waren in Begleitung des Geologiestudenten Hans Spethmann zur Askja geritten, um dort Untersuchungen durchzuführen. Zu diesem Zweck hatten sie, neben allerhand technischen Geräten, auch ein Faltboot dabei. Als der isländische Führer nach den vereinbarten Tagen mit den Pferden zurückkehrte, fand er nur den völlig verstörten Studenten vor. Während die beiden anderen mit dem Boot auf den Öskjuvatn hinausfuhren, war Spethmann zu einer Untersuchung der den See umgebenden Gipfel aufgebrochen. Er sollte von Knebel und Rudloff nie wieder sehen. Als er am Abend im Lager eintraf, fehlte von ihnen jede Spur und das Boot war nirgends auf dem See zu sehen. Sein tagelanges Suchen blieb erfolglos.

Die Verlobte Walther von Knebels, Ina von Grumbkow, verdächtigte Spethmann anfänglich sogar, den Tod der Beiden herbeigeführt zu haben, weil er sich die wissenschaft-

lichen Erkenntnisse Knebels aneignen wollte. Ein Jahr später brach sie selbst in Begleitung des Geologen Hans Reck zur Askja auf, um nach ihrem Verlobten zu suchen. Bei ihrer Ankunft 1908 in Island war sie nicht von der Überzeugung abzubringen, Knebel sei noch am Leben. Sie klammerte sich an den Gedanken,

er würde vielleicht krank oder verletzt noch auf einem abgelegenen Bauernhof leben, unfähig, sich verständlich zu machen. Als sie die Askja nach ergebnisloser Suche wieder verließ, sah sie für das Unglück nur die eine Erklärung, daß ein ungewöhnlich starker Steinschlag das Boot unter der Südwand jäh zum Kentern gebracht haben mußte. „Daß es ihnen kaum zum Bewußtsein kam, was mit



Angelicawurz (angelica archangelica), die Gemüsebeilage der Geächteten, wächst wild in manchen Hochlandoasen

ihnen geschah, ehe ihre Herzen zu schlagen aufhörten. Einige Minuten noch zog das Wasser seine Ringe - schweigend schloß sich das Tor - die Wellen des Sees fluteten hinweg über die Stunde, die schon, ehe sie zerronnen, uns nicht mehr erklärt hätte, als der heutige Tag.“ Und sie tröstete sich mit dem Gedanken: „Wohl wenigen Sterblichen wird ein solch königliches Grab zu teil, wie den beiden, denen dieser majestätische, leuchtende Alpensee die Gruft ward.“



Zum Gedenken an Rudloff und Knebel wurde in der Nähe des Víti eine Steinpyramide errichtet, die heute noch steht. Ihre Reise ins innere Island beschrieb Ina von Grumbkow in einem Buch, das sicher zu den schönsten Reisebeschreibungen des Landes zählt: Ísafold - Eisumschlungen.



Auf meinem Weg zum Paß über den Südrand der Askja, die Suðurskarð, komme ich an der Pyramide für Knebel und Rudloff vorbei. Bald darauf endet der Trampelpfad. Weiter kommen die Bustouristen nicht. Ich gehe weglos voran über die knisternde Bimsteinschicht.

Fünf Tage später erreiche ich mit einem vom Sturm zerfetzten Zelt die bewirtschaftete Hütte von Nýidalur an der Piste über die Sprengisandur. Auch in dieser Gegend finden sich, weiter südlich, in einer Oase die Reste eines Unterschlupfes von Eyvindar Jónsson, genannt Fjalla-Eyvindur. Es ist ein rauhes Land, ein Land, das Zelte und Schuhsohlen frißt, und doch wohnt ihm ein Zauber inne, dem man sich nur schwer entziehen kann. So schreibt 1846 der Geologe Sartorius von Waltershausen über den Blick von Eyvindurs Versteck zum Gletscher Hofsjökull: *„In der Mitte einer traurigen Wüste schwarzen vulkanischen Sandes ruhen seine krystallinen Gewölbe von grauen Nebelschichten umflossen, um hier in schauriger Einsamkeit ihre eigene Größe zu feiern. (...) Wie eine Oase in der Wüste erscheint dieser Grasfleck aus der Ferne dem ermüdeten Reisenden und seinen erschöpften Pferden, indem er ein willkommenes, freundliches Nachtlager und Ruhe nach den Anstrengungen des Tages verspricht.“*

Einen Besuch ist es allemal Wert.



kay niebank (text & fotos)
ist diplom-psychologe und
begeisterter islandwanderer

Oase im Quellgebiet des Flusses
Lindaá in der Region Krepputunga

